

Haus verkaufen? Das konnte nur ein makaberer Scherz sein. Ich kippte den Rest des Brandys in mich hinein und hielt Werner das Glas wieder hin. Er füllte nach. Nach einem weiteren Schluck konnte ich sprechen, und ich fürchte, dass die Verzweiflung meiner Stimme einen schrillen und gleichzeitig jammernden Ton gab. »Werner, sag, dass du das nicht ernst meinst. Werner, bitte!« Werner sah mich mit einem Blick an, der Eiswürfel hätte produzieren können. »Ich meine es ernst, Clara, finde dich damit ab.«

Damit ließ er mich allein. Er ging einfach weg. Ich hörte, wie der Wagen ansprang und Richtung Stadt davonfuhr. Ich selbst konnte mich nicht rühren und saß noch lange steif wie eine Porzellanpuppe auf dem weichen Sofa, während sich alles andere zu bewegen schien. Zum Beispiel kamen die Wände beängstigend auf mich zu. Es war, als hätte ich LSD oder so etwas genommen. Ich konnte nicht klar denken. Das war mir recht. Ich wollte nicht denken. Ich wollte nie mehr denken müssen.

Am nächsten Tag zog Werner in ein Hotel. Ich bekam es kaum mit. Meine Welt lag tagelang unter einem dichten Nebel, und ich sorgte mit Hilfe von Alkohol dafür, dass das so blieb. Hin und wieder drangen Geräusche durch die Nebelschleier, das Telefon klingelte, der Gong der Haustür. Es war mir egal. Die Post stapelte sich ungeöffnet und unbeachtet im Flur, obenauf eine Karte von Heike. Ich sah sie, als ich Tom zum Pinkeln rausließ, aber ich las sie nicht. Ich las überhaupt nichts, ich sprach auch mit niemandem. Nicht mal mit dem Hund. Jeder Zombie hätte in mir eine Verwandte entdeckt. Zu sagen, dass ich in einem Meer von Selbstmitleid badete, wäre zu milde ausgedrückt. Als Werner nach einigen Tagen wieder auftauchte, in der Hand die Papiere für die Scheidung, unterschrieb ich und tauchte wieder ab in mein ganz persönliches Nebelreich.

Es war ein magerer Makler, der mich ins grelle Licht der Wirklichkeit zurückzerterte. Seine laute Stimme dröhnte durch das Haus. »Das Haus hat komplett Fußbodenheizung, auch wenn Ihnen das im Moment, ha ha, nicht ganz so nötig erscheint, aber im Winter wird es auch an der Algarve kühl.« Mit seinem dunklen Anzug – bei siebenunddreißig Grad Hitze! – erinnerte der Mann mich an einen abgezehrten Raben. An seinen Lippen hing ein holländisches Paar im Rentenalter, er mit kurzen Hosen, roten Waden und giftgrünem Hemd, sie in einem himbeerroten T-Shirt-Kleid, unter dem jede einzelne Speckrolle sichtbar ein Eigenleben führte, wenn sie sich bewegte. Jetzt bewegten sich die Rollen in Richtung Terrasse. Ich selbst hatte dem Trio die Tür aufgemacht, nachdem Werner vormittags die Besichtigung angekündigt hatte. Er war plötzlich in meinem Schlafzimmer erschienen, hatte angeekelt auf mich heruntergeschaut und mit Verachtung in der Stimme gefordert, dass ich mich zusammenreißen und aufstehen solle: »Heute Nachmittag kommt der Makler mit Kaufinteressenten.« Und ich, immer noch das brave Frauchen, war tatsächlich rechtzeitig aufgestanden, hatte sogar das Bett gemacht und leere Flaschen weggeräumt, geduscht und Jeans und T-Shirt angezogen.

Zwischen meinen Blumenbeeten salbaderte der Immobilienverkäufer weiter. »Diese kleine Terrasse hier geht, wie Sie sehen, nach Osten, Sie haben hier herrliche Frühstückssonne und Schatten am Nachmittag. Die Hauptterrasse mit dem Pool geht nach Süden, ja, hier entlang, bitte. Wenn Sie Ihren Blick auf das Mosaik des Pools richten würden? Es ist einem römischen Bad nachempfunden.« Ich musste hier weg, bevor ich dem Makler oder dem Ehepaar vor die Füße kotzte. Auf wackeligen Beinen machte ich mich auf den Weg zu Lisa.

»Clara! O Gott, komm rein, Liebes, du siehst ja schrecklich aus, du Arme, du bist ganz blass, ich hab zigital bei dir angerufen und geklingelt, ich habe mir solche Sorgen gemacht, du ahnst ja nicht, wie leid uns das alles tut, Paul fühlt sich ganz schuldig, weil er Werner zu der Reise überredet hat, aber das hat er ja nicht wissen können, nicht wahr, oh, wie schrecklich das alles ist, wir haben alle mit Werner

gebrochen, das kannst du mir glauben, also fast alle jedenfalls, oh, nun setz dich doch, du bist ja ganz zittrig, was möchtest du trinken?« Lisa musste Luft holen.

»Einen Kaffee bitte.« Zehn Minuten später krampfte sich mein Magen unter der Säure des Koffeins schmerzhaft zusammen. Ich hatte an diesem Tag noch nichts gegessen.

»Kann ich bitte auch einen Cognac haben?« – »Ja sicher.« Lisa kramte im Wohnzimmer herum und kam schließlich mit zwei Cognacschwenkern und Mitleid in den Augen zurück zum Küchentisch.

»Clara, was willst du denn jetzt tun?«

»Ich weiß nicht.«

»Liebes, eines musst du wissen: Du bist hier jederzeit willkommen; unser Gästezimmer steht dir immer offen. Komm zu uns und lass dir Zeit. Oder willst du nach Deutschland zurück?« Ihre großen Kulleraugen sahen mich gespannt an.

»Nein.«

Meine Antwort kam spontan und aus tiefster Seele. »Nein«, sagte ich noch einmal und lauschte dem entschlossenen Klang meiner eigenen Stimme nach. Das war merkwürdig, ich hatte noch gar nicht darüber nachgedacht, was jetzt werden sollte, aber irgendwie wusste ich in dieser Sekunde ganz klar, dass ich in Portugal bleiben wollte. Hier war mein Zuhause. Auch wenn sich gerade in dieser Minute fremde Hände nach diesem Zuhause ausstreckten. Ich würde anfangen müssen, mir ernsthaft über alles Gedanken zu machen. Aber nicht jetzt und nicht hier, nicht mit Lisas Mitleid vor Augen. »Lisa, lass gut sein, ich möchte jetzt nicht darüber reden.«

»Ja, natürlich, entschuldige. Es ist nur so, dass wir uns natürlich alle fragen ...« Ich unterbrach Lisa, ehe sie zu einem neuen Redeschwall ansetzen konnte, indem ich aufstand. »Danke, Lisa, ich werd über dein Angebot nachdenken.« Lisa brachte mich zur Tür und schaffte es tatsächlich, für ein paar Momente den Mund zu halten. »Aber bitte, Clara, vergiss nicht, dass du hier jederzeit willkommen bist.« – »Ja, danke.«

Blendende Helligkeit und Tom erwarteten mich auf der schmalen Straße, die hinunter zu unserem Haus führte. Die weißen Mauern der Villen reflektierten die Sonne, ich musste die Augen zusammenkneifen. Mir war immer noch, als wäre das alles ein Film, meine Gefühle lagen unter einer dicken Milchglasscheibe. Das hier konnte nicht ich sein, nicht mein Leben, das in Stücke fiel. Wie eine Schlafwandlerin ging ich mit kleinen Schritten den Hügel hinunter und hoffte, dass der Makler inzwischen verschwunden war.

Vor dem Grundstück stand kein fremder Wagen mehr. Ich ging ins Haus. Schon im Flur stieg mir der Geruch von Sonnenöl und Rasierwasser in die Nase, den die Holländer hinterlassen hatten. Das Haus roch anders und war anders als noch vor zwei Stunden. Obwohl noch dieselben dezenten Drucke und Aquarelle an den Wänden hingen, die Teppiche auf dem Boden lagen, der Glastisch, zwar staubig, aber vorhanden war und sich auch alle anderen Möbel an ihrem Platz befanden. Was also war anders? Ich musste an eine frühere Freundin denken, in deren Wohnung eingebrochen worden war. Anita war damals umgezogen, weil sie nicht mit dem Gedanken leben konnte, dass die Hände der Diebe in ihren Schubladen, in ihrer Intimsphäre herumgewühlt hatten. So ähnlich ging es mir jetzt. Menschen, die ich nicht eingeladen hatte, nicht kannte, waren durch meine Räume gegangen, hatten kalt begutachtet, was ich in vielen Jahren und mit viel Liebe geschaffen hatte. Ob die Holländer die Villa kaufen würden oder andere Leute, spielte keine Rolle. Das Haus hatte schon aufgehört, mir zu gehören.

Auf dem Küchentresen lag die Visitenkarte des Maklers, er hatte auch eine Notiz mit weiteren Besichtigungsterminen hinterlassen. Daneben lag aufgeschlagen die deutschsprachige Zeitschrift

»Entdecken Sie Algarve«. Ich kannte die »ESA«, darin wurde auf einer der letzten Seiten oft über unseren Golfclub berichtet, und es gab jede Menge Anzeigen, unter anderem für Immobilien, aber auch für alle möglichen Dienstleistungen von der Solaranlage bis zum deutschsprachigen Gynäkologen. Der Makler hatte das Inserat für unsere Villa mit Leuchtstift markiert. »Portimão. Villa, Meerblick, voll möbliert, 3 SZ, 2 BZ, Kü, großes WZ, Kamin, Fußbodenhgz., Pool. 520 000 €. Tel ...«

Ich nahm mir einen Joghurt und Weißwein aus dem Kühlschrank und blätterte in der ESA, überflog die anderen Inserate: Apartments, Grundstücke mit und ohne Baugenehmigung, mehrere Villen. Sogar ein kleines Hotel war im Angebot. Alles an der Algarveküste gelegen und alles teuer. Es gab eine Ausnahme, ein mehrere Hektar großes Grundstück im Alentejo mit kleinem Haus, Strom und Wasser für 70 000 Euro. Kein Wunder, dass der Preis niedrig war, wer wollte schon in den Alentejo? Da gab es doch nichts als Sonne und Staub und Korkeichen. Ich war zwar noch nie da gewesen, hatte aber schon zwei Bücher gelesen, die im Alentejo spielten, und danach zu urteilen, war es der trockenste, heißeste und ungemütlichste Landstrich, den Portugal zu bieten hat. Welcher Optimist inserierte so ein Grundstück in der Algarvezeitschrift? Egal. Ich schlug die Zeitung zu und ging ins Badezimmer. Einmal mehr erschreckte mich mein eigenes Spiegelbild. So geht das nicht weiter, fuhr mir durch den Kopf. Wenn ich so weitermache, lande ich unter der Brücke. »Und wen interessiert das?«, flüsterte eine kleine böse Stimme in meinem Kopf.

Aber am nächsten Vormittag war ich angezogen und geschminkt. Ich hatte sogar die Post durchgesehen. Heike war in Indien, um für eine große Reportage zu recherchieren. Prima Timing, Heike, dachte ich ungnädig. Wenn man dich braucht, bist du in Indien. Das war nicht fair. Ich hatte mich schon ewig nicht mehr bei ihr gemeldet. Sie war zwar meine beste und genau genommen einzige Freundin, aber das bedeutete nicht, dass wir dauernd telefonierten. Manchmal sprachen wir uns monatelang nicht.

Dass ich mich aus dem Bett gequält hatte, war übrigens weniger meinem Selbsterhaltungstrieb zu verdanken als dem nächsten Besichtigungstermin. Ich hatte keinerlei Bedürfnis dabei zu sein, wenn der hässliche Makler mit weiteren Interessenten durch das Haus geisterte. Ich würde ans Meer fahren und darüber nachdenken, ob ich bei Lisa und Paul unterkriechen wollte. Ewig konnte ich das nicht mehr aufschieben. Einen Einkauf auch nicht, das Hundefutter wurde knapp, und es schien mir eine gute Idee, auch selbst wieder zu essen.

Ein Taxi brachte mich zum Strand. Um diese Jahreszeit waren die Strandcafés immer voll, aber ich fand einen Tisch am Rand, wo ich nicht jedes Wort von den Gesprächen der Touristen um mich herum mitbekam und sogar einen Sonnenschirm für mich allein hatte. Warme salzige Luft wehte mir um die Nase, das war eindeutig besser als der Mief in meinem Schlafzimmer. Ich bestellte Wasser und Milchkaffee. Es war ja nicht so, dass ich nur Alkohol trank. Der Kaffee war unverhältnismäßig teuer, schmeckte dafür aber nach nichts. Es war eben Saison. Aber hier war ich sicher vor bekannten Gesichtern.

In der leichten Brandung tobten glücklich quietschende Kinder, deren Eltern neben ihren Kühltaschen auf den Badetüchern lagen, in Büchern blätterten oder in der prallen Sonne dösten und alle denkbaren Verbrennungsgrade aufwiesen. Ich hätte liebend gern mit ihnen getauscht, wenn ich dafür die Uhr um ein paar Monate – oder besser ein paar Jahre? – hätte zurückdrehen dürfen.

Ich zwang meine Gedanken nach vorn. Das Gästezimmer von Paul und Lisa. Was würde das für mich bedeuten? Zum Beispiel, dass ich jedes Mal auf dem Weg nach Hause an meinem eigenen Haus vorbeimüsste, das dann nicht mehr mein Haus wäre (mal vorausgesetzt, ich würde überhaupt

irgendwohin gehen und wieder nach Hause kommen. Aber vermutlich konnte ich im Haus von Lisa schlecht den ganzen Tag im Bett bleiben). Könnte ich das aushalten? Vielleicht, im Aushalten war ich schließlich nicht so leicht zu schlagen. Ich rührte mit dem langen Blechlöffel in dem hohen Glas mit meinem inzwischen kalten Milchkaffee, und meine Gedanken drehten sich weiter. Bei jeder Mahlzeit würde ich Lisas Geplapper hören und Pauls Schweigen. Wenn Gäste kämen, die mich nicht kannten, würde Lisa mich mit ihrer hohen Stimme vorstellen: »Und das ist unsere Freundin Clara. Ihr Mann hat sie wegen einer jungen Brasilianerin verlassen, ist das nicht furchtbar? Jetzt wohnt sie erst einmal bei uns, die arme Frau.« Dass ich auch das ertragen könnte, bezweifelte ich; ich schämte mich schon jetzt entsetzlich. Außerdem: Fingen nicht Fisch und Gäste nach drei Tagen an zu stinken?

Lisa und Paul waren keine nahen Freunde, eher gute Bekannte, ebenso wie Larry und Jil und all die anderen. Ich gehöre nicht zu den Leuten, die enge Freundschaften schließen und jedem sofort ihr Herz ausschütten. Also doch nach Deutschland, zu Heike? Oder irgendwo ein Apartment mieten? Aber wo? Ich konnte keinen Entschluss fassen, stattdessen kamen mir schon wieder die Tränen. Heulen in der Öffentlichkeit kam nun wirklich nicht in Frage. Ich ging schnell zum nächsten Supermarkt. Auf den Markt zu gehen, wie damals in der Vor-Laura-Dr.-Kogel-Werner-verlässt-mich-Zeit, erschien mir zu mühsam. Schon das Schlangestehen im Supermarkt kostete fast zu viel Kraft. Ich fühlte mich wie ein Fremdkörper zwischen den um mich herum gutgelaunt schnatternden Menschen.

Endlich war ich an der Kasse, endlich wieder an der Luft und endlich schleppte ich meine Tüten Richtung Taxistand, den Kopf noch immer voller unausgegebener Ideen und wirrer Gedanken. Um mich herum tobte das pralle portugiesische Leben mit hupenden Autos, sich lautstark begrüßenden Leuten, schreienden Kindern, bellenden Hunden, alle zwei Sekunden klingelnden Handys. Aber an mir tobte es vorbei. Ich hörte und sah nichts.

Dafür tobte einen Augenblick später umso spürbarer ein fieser Schmerz in meiner rechten Schulter. Ich ließ meine Tüten fallen. Äpfel, Birnen und Hundefutterdosen kullerten Richtung Fahrbahn, und eine Multivitaminflasche zerbarst mit sattem Knall zu meinen Füßen, nicht ohne ihren orangefarbenen Inhalt auf meiner hellen Hose zu verspritzen. Ich war mit voller Wucht gegen einen rostigen grünen VW-Bus geprallt, der zur Hälfte auf dem Bürgersteig geparkt war. Verdammter Idiot! Ich rieb mir die Schulter und warf einen wütenden Blick auf den schmutzigen Wagen, dessen Fahrer natürlich sonstwo war, außerhalb der Reichweite meiner spontanen Rachsucht. Ich hätte gern alle Wut der letzten Wochen an ihm ausgelassen. An der Heckscheibe des Wagens hing ein Zettel. »*Procuro novo dono.*« Suche neuen Besitzer. Hoffentlich kann der neue Besitzer vernünftig parken, dachte ich, und dann musste ich über einen anderen Gedanken lachen. Ich sollte mir auch einen Zettel ankleben: »*Procuro nova vida.*« Suche neues Leben. Ich sammelte meine Einkäufe wieder ein, fegte die Scherben mit dem Fuß in die Gosse und stieg kurz darauf in ein Taxi.

Als ich nach Hause kam, verließ der Makler gerade mit Interessenten das Haus. Ich ließ das Taxi weiterfahren und stieg oberhalb unserer Villa aus, um dann schnell zurückzugehen und die Szene zu beobachten. Natürlich so, dass man mich nicht sehen konnte. Der Makler-Rabe flatterte aufgeregt mit den Flügeln und schnäbelte noch immer eifrig auf die Leute ein. Wieder war es ein Paar, ich schätzte ihn auf fünfzig, sie auf Anfang vierzig. Teure Kleidung, gepflegtes Äußeres, die hatten Geld. Auch auf fünfzig Meter Entfernung konnte ich problemlos erkennen, wie sehr die Augen der Frau leuchteten, als sie mit einem strahlenden Lächeln zu ihrem Mann aufsah, der ihr seinerseits den Arm um die Schulter legte und jetzt dem Makler die Hand gab. Dann stiegen sie in einen Rover mit britischem Kennzeichen, der glänzte, als sei er gerade vom Band gelaufen. Ich zog mich hinter einen Busch zurück, bis auch der

Makler gefahren war. Mein Magen brannte. Das waren sie. Ich wusste es so sicher, als hätte ich einen Kaufvertrag gesehen. Das waren die Leute, die mein Zuhause kaufen würden. Plötzlich schien es mir absolut unmöglich, auch nur eine Nacht länger hier zu bleiben. Ich wollte, ich musste weg, am besten sofort. Weg von diesem Haus, weg von all den Erinnerungen, weg von meinem Versagen. Irgendwohin, wo niemand mich kannte, wo niemand mich bemitleiden konnte, außer mir selbst.

Ich kann heute noch nicht sagen, welcher Teufel mich in den folgenden Tagen geritten hat. Aber es war auf jeden Fall ein sehr fähiges Exemplar. Nebenbei bemerkt sind nicht alle Teufel von bösartiger Natur.

Tatsächlich verbrachte ich nur noch eine weitere Nacht in dem Haus, das schon aufgehört hatte, meines zu sein. Weshalb Werner, als er erschien, um mir den Kaufvertrag für die Villa zu zeigen und mir zu sagen, wann ich zur Unterschrift beim Notar zu erscheinen hätte, statt des gewohnten heulenden Elends nur einen Zettel auf dem Küchentresen vorfand:

»Kontakt für alles Weitere: Dr. Peter Schneider, Rua Vasco de Gama, No 4. Telefon 813 57619. Clara.«

Mister Unfehlbar Werner Backmann war über die Nachricht nicht glücklich. Seine zwar stets benebelte, aber bis dahin konstant fügsame Noch-Ehefrau war einfach verschwunden – unter Mitnahme eines Hundes, zweier Koffer, 25 Kartons mit Schuhen und eines abstrakten Gemäldes in Rottönen. Werner war sogar sehr, sehr unglücklich. Um ein klassisches Bild zu gebrauchen – er schnaubte vor Wut. Ich weiß das von Heike, die gerade ihre Koffer auspackte, als Werner sie anrief und sie heftig anpöbelte. Sie solle ihm sofort mitteilen, wo ich in meiner Unverfrorenheit untergetaucht sei, doch vermutlich bei ihr!? Es sei eine Unverschämtheit, einfach zu verschwinden und ihn dastehen zu lassen wie einen Idioten, habe er durch den Hörer geschäumt. Die arme Heike, die übrigens noch nie ein Fan von Werner war, wusste gar nicht, wie ihr geschah. Bis zu dem Anruf hatte sie ja schließlich keine Ahnung von irgendetwas gehabt. Und nach dem Anruf war sie auch nicht viel schlauer, weil Werner erbost den Hörer aufgeknaallt hatte, als er kapierte, dass ich nicht bei ihr in Hamburg war.

Bei meinem frisch engagierten Anwalt Dr. Peter Schneider rückte der immer noch schäumende Werner kurz nach dem Mittagessen an. Dr. Schneider bemerkte später, dass er Werner auf nüchternen Magen auch nicht hätte erleben wollen. Die Szene muss etwa so abgelaufen sein:

Nach einer angemessenen Wartezeit von ungefähr einer Stunde (in Portugal gibt es immer Wartezeiten, warum also nicht auch bei Dr. Schneider und warum nicht auch für Werner? Ich selbst hatte schließlich auch eine geraume Zeit auf einem unbequemen Zweisitzer im Vorzimmer der Kanzlei gesessen), also nach etwa einer Stunde, in der seine Wut noch mal so richtig schön hochgekocht sein dürfte, stürmte Werner in Schneiders Büro. Ich vermute, dass die Anwaltsgehilfin, eine auffallend hochgewachsene Portugiesin, die fließend Deutsch spricht, eine Vorliebe für Miniröcke und enge T-Shirts hat und deren Schreibtisch dem Zweisitzer gegenübersteht, mehrmals die Kündigung erwog, bis sie endlich sagen durfte: »Doutore Schneider hat jetzt Zeit für Sie.«

Dr. Schneider hat ein schickes Büro mit einem auf Hochglanz polierten Schreibtisch aus Tropenholz, auf dem, flankiert von einem Flatscreen und einem edlen Schreibset, immer nur der Geschäftsvorgang liegt, den er gerade bearbeitet. Jetzt also die Akte Backmann.

Dr. Schneider wird aufgestanden sein, um Werner die Hand zu geben, wobei ich schätze, dass der kleine Anwalt meinem Bald-Exmann knapp bis zur Brust reicht. Aber wenn Dr. Schneider sich von großen Menschen verunsichern ließe, hätte er eine andere Anwaltsgehilfin. Ich nehme mal an, dass Werners gute Erziehung ihn die dargebotene Hand hat schütteln lassen, Wut hin oder her. Und dann werden sie zu der Sitzecke aus hellem Leder gegangen sein, die deutlich bequemer ist als der Zweisitzer